

Vorwort.

Die folgenden Übersetzungen sind, abweichend von dem gewöhnlichen Zwecke ähnlicher Programmarbeiten, in erster Reihe für solche bestimmt, die nicht die Neigung oder die Möglichkeit haben, sich mit den Originaldichtungen selbst näher bekannt zu machen. Um aber dem Geschmacke der gedachten Leser gerecht zu werden, schien es notwendig, sowohl die äußere Form der Originale in der Übersetzung zu ändern, als auch auf eine wortgetreue Wiedergabe des Inhalts zu verzichten. Denn die meisten antiken Versmaße, der Hexameter nicht ausgeschlossen, werden, auf die deutsche Sprache übertragen, selbst in den gelungensten Übersetzungen für unser Gefühl etwas fremdartiges und schwerfälliges behalten. Der Inhalt aber weist manches auf, das, aus den Anschauungen des Altertums hervorgegangen oder auf antike Verhältnisse sich beziehend, nur dem Fachgelehrten verständlich ist und allein für ihn Interesse hat.

Deshalb sind in den vorliegenden Übersetzungen die uns geläufigen Versmaße gewählt, sowie Reim und — wenigstens in den größeren Gedichten — strophische Gliederung angewendet. Denn an beide ist einmal Ohr und Auge der meisten Leser durch einheimische Originalgedichte so gewöhnt, daß sie Reim und Einteilung in Strophen auch in einer Übersetzung, die, wenn sie nicht ganz ihren Zweck verfehlen soll, den Schein einer Originaldichtung erwecken muß, nicht gern entbehren. Von dem Inhalte aber ist manches, das ohne besondere Erklärung einem weiteren Kreise der Leser unverständlich sein mußte, weggelassen, soweit sich dies ohne Störung des Gedankenzusammenhanges machen ließ, oder es ist in einer Weise umschrieben, die, von antiken Vorstellungen und dem Gedanken des Dichters nicht abweichend, dennoch auch mit unserer modernen Anschauung im Einklang steht. Denn durch angehängte Noten oder wohl gar in das Gedicht selbst eingefügte Erklärungen in solchen Fällen dem Verständnis des Lesers entgegen zu kommen, hieße die beabsichtigte Wirkung der Übersetzung schwächen oder gar zerstören.

Andererseits aber bietet die Übersetzung, ohne sich dessen als eines Vorzuges rühmen zu wollen, hin und wieder mehr als das Original, wozu die gewählte äußere Form Veranlassung gab. Denn um correspondierende Verse und eine abgeschlossene Strophe

zu erhalten, mußte manchmal der Gedanke des Dichters weiter ausgeführt werden oder es wurden statt eines Beispieles derer zwei gesetzt.

Da endlich die übersetzten Stücke zum Teil aus einem größeren Ganzen des Originals herausgehoben sind, so mußte in einzelnen Gedichten eine Einleitung gegeben werden, die nicht in ähnlicher Fassung an der entsprechenden Stelle des Originals sich findet, vielmehr aus dem vorhergehenden zusammengestellt ist.

Alle diese Abweichungen dürften jedoch nur unwesentlich sein, jedenfalls haben sie sich nicht so weit verstiegen, daß sie irgendwie den Gedankengang des Originaldichters willkürlich veränderten.

Das goldene Zeitalter.

Ovid. Met. I 89 ff.

Zuerst geboren wurde das goldene Geschlecht,
 Das von Natur schon ehrte die Treue und das Recht.
 Die Furcht die Menschen kannten und Strafe damals nicht:
 Noch drohten nicht Gesetze, noch rächte kein Gericht.

Noch stand auf ihren Bergen die Fichte ungefällt,
 Noch trug sie nicht die Woge zu einer neuen Welt.
 Die Sterblichen nur kannten den heimatlichen Strand,
 Was fremde Länder bargen, blieb ihnen unbekannt.

Nicht schützte da ein Graben die Stadt, nicht Mauerwall,
 Nicht schreckte da den Bürger der Kriegsdrommete Schall.
 Noch war zum blut'gen Kampfe geschmiedet nicht das Schwert,
 Noch durfte man nicht bangen für Vaterland und Herd.

Die Völker damals lebten in sichrer Ruh' dahin,
 Und nur auf holden Frieden gerichtet war ihr Sinn.
 Die Erde, nicht verwundet durch Hacke, nicht durch Pflug,
 Von selbst in reicher Fülle den goldnen Segen trug.

Auch lebten da die Menschen zufriedener als jetzt,
 Sie nährten sich von Speisen, die heute nicht geschätzt.
 Sie sammelten auf Bergen der Erdbeer Früchte ein,
 Sie aßen wilde Kirschen und ungepfligten Wein.

Sie pflückten sich die Beeren vom rauhen Brombeerstrauch,
 Von hoher Eiche nieder warf Speise Zephyrhauch.
 Der Frühling herrschte ewig, stets wehte sanfter Wind,
 Der nur mit leisem Säusel die Erde streifte lind.

Er fächelte die Blumen, die schon in einer Nacht
 Ohn' Samen sind gesprossen in duft'ger Farbenpracht.
 Bald trägt auch ihre Saaten die Erde ungepflügt
 Und stets in gleicher Menge, denn brach sie nimmer liegt.

Da sieht man alle Felder von schweren Ähren grau,
 Da sieht man Bäche fließen von Milch und Rebentau,
 Da quillt aus hohler Eiche des Honigs goldner Seim,
 Da ziehen froh die Sammler mit reicher Ernte heim.

Die Sintflut.

Ovid. Met. I 253 ff.

Jupiter, den Menschen zürnend, die verachten alles Recht,
 Wollte von der Erde tilgen ganz das sündige Geschlecht,
 Und schon zückt er mit der Rechten seinen Blitz, zu schleudern ihn
 Überall wo Menschen wohnen, auf die weite Erde hin.

Doch er fürchtet, daß der Äther selbst in Flammen untergeht
 Und des Himmels feste Achse. Denn im Buch des Schicksals steht,
 Daß die hohe Burg des Himmels, daß die Erde und das Meer
 Und des Weltalls Kunstgebäude einst vom Feuer leide schwer.

Nieder legt er drum die Waffe, von Cyklopenhand gemacht,
 Hat auch eine andre Strafe für die Frevler bald erdacht:
 Unter Wogen will vernichten er die Menschen auf ein Mal
 Und vom Himmel Regen senden statt des Blitzes Rachestrahl.

In des Sturmbeherrschers Grotte sperrt er all' die Winde ein,
 Die mit ihrem Hauch den Himmel fegen sonst von Wolken rein.
 Nur den Südwind läßt entfesseln er und heißt ihn stürmen vor:
 Dieser fliegt auf nassen Schwingen froh aus seines Kerkers Thor.

Eingehüllt in schwarzes Dunkel ist sein schreckliches Gesicht,
 Nebel lagern auf der Stirne, Wasser rinnt vom Barte dicht.
 Und wie mit gewalt'gen Händen er die Wolken packt so schwer,
 Bersten krachend sie und gießen Wasserström' vom Himmel her.

Iris auch, der Juno Botin, in ihr buntes Kleid gehüllt,
 Emsig stets mit neuen Wassern die entleerten Wolken füllt.
 An den hingestreckten Saaten bald der Landmann weinend steht,
 Eines langen Jahres Mühe jetzt erfolglos untergeht.

Doch dem Zorn des Weltenkönigs dünkt der Himmel nicht genug
 Mit dem Regen, der in Strömen auf die Erde niederschlug,
 Seine Wogen schickt zu Hülfe ihm des blauen Meeres Herr.
 Dieser ruft der Flüsse Götter, braucht nicht mahnen lange mehr.

„Öffnet,“ spricht er, „eure Häuser und durchbrecht den Uferdamm,
 Wälzt die Wasser auf die Felder und begrabt sie unter Schlamm!“
 Diese thun, wie sie geheißn, reißen auf der Quellen Mund,
 Daß sie ihre Fluten speien weit hervor aus tiefstem Grund.

Doch er selbst durchstößt die Erde mit dem Dreizack, welche dann
 Unter Beben tief zerreißen giebt den Wassern freie Bahn:
 Auf die offenen Felder stürzen wilden Laufs die Flüsse sich,
 Reißen Saaten fort und Bäume mit Getöse fürchterlich,

Schonen Herden nicht und Menschen, nicht der Götter heilig Haus,
 Alles soll zu Grunde gehen in der Wasserfluten Graus.
 Manches Schlosses feste Wände trotzen noch der Woge Drang,
 Doch das stolzeste Gemäuer bald die starke Flut bezwang.

Denn die Woge steigt noch höher als der höchste Turm empor,
 Und bald ragt aus dem Gewässer seine Spitze nicht mehr vor.
 Jetzt schon ist das Land verschwunden, alles ist ein einzig Meer,
 Kein Gestade dieses Meeres sieht das Auge weit umher.

Todesangst ergreift die Menschen, die die Flut noch nicht verschlang,
 Und sie suchen sich zu retten vor des Unheils schwerem Drang.
 Dieser klimmt auf einen Hügel, jener fährt im schmalen Kahn:
 Daß die Wasser bald verrinnen, hofft der Thor in seinem Wahn.

Und er führet dort das Ruder, wo er gestern noch gepflügt,
 Und wo unter'm Meer begraben seines Wohnhaus' Giebel liegt.
 Mancher fängt im hohen Wipfel einer Ulme jetzt den Fisch,
 Der mit Kunst einst zubereitet duftete auf seinem Tisch.

Und der ausgeworfne Anker klammert sich um Baumgeäst,
 Unter sich erblickt der Schiffer eines Rebenhügels Rest.
 Wo vor kurzem schlanke Ziegen weideten auf trockner Flur,
 Lagern heute ihre Leiber mißgestalte Robben nur.

Stauend sehen des Nereus Töchter tief im Wasser Haine jetzt,
 Ganze Städte und Paläste auf des Meeres Grund gesetzt.
 Der Delphin bewohnt die Wälder, rennt in Wut die Zweige an,
 Schlägt mit seinem Schweif die Eiche, die ihn hemmt auf seiner Bahn.

Zwischen Schafen schwimmen Wölfe, gelbe Löwen trägt die Flut,
 Trägt dahin gefleckte Panther, die nicht dürsten mehr nach Blut.

Den die Woge packt, den Eber rettet nicht des Hauers Kraft,
Nicht den Hirsch die schnellen Schenkel, den die Welle mit sich rafft.

Zwar der leichtbeschwingte Vogel irrte lange noch umher,
Wo er ruhen könnt', doch endlich sinkt ermattet er in's Meer.
Immer höher steigt das Wasser, hat die Hügel schon bedeckt,
Auch an höchster Bergesspitze bald die wilde Woge leckt.

Wo ist Leben noch zu finden auf der weiten Erde jetzt?
Nur des Wassers Ungetüme ließ die Großflut unverletzt.
Alle Menschen sind vernichtet! Wen die Welle nicht verschlang,
Der vom Hunger überwältigt hin zum ew'gen Schlummer sank.

Lehre des Pythagoras.

Ovid. Met. XV 75 ff.

Höret, Menschen, zu entweihen eure Leiber endlich auf
Durch Genuß verruchter Speise, ferner hemmt des Frevels Lauf!
Tragen doch die Äcker Früchte! Zieht der Äpfel schwer Gewicht
Nieder Zweige nicht zur Erde? Schwillt am Stock die Traube nicht?

Süsse Kräuter giebt's in Menge, manche weich die Flamme macht.
Auch die Milch der Schaf' und Rinder sei euch, Menschen, nicht versagt,
Nicht der Honig, der noch duftet nach der Blüt' des Thymian.
Gütig häuft die Erde Schätze milder Speisen für euch an.

Ohne Mord und Blutvergießen könnt ihr reichlich sätt'gen euch,
Tiere würgen Fleisch hinunter, doch nicht alle handeln gleich.
Denn die Rosse und die Rinder weiden ab das Gras der Flur,
Auch die Ziegen und die Schafe nähren sich von Kräutern nur.

Denen eingefloßt der Schöpfer Grausamkeit und rohe Gier:
Afrikas zornmüt'ger Löwe und Armeniens Panthertier,
Auch der Wolf, der Schafe Mörder, und des Bären wilde Wut,
Diese nur mit Lust sich laben an dem Mahl befleckt mit Blut.

Wehe! wehe! welch ein Frevel, daß das Fleisch das Fleisch verzehrt,
Und mit dem verschlung'nen Körper sich ein andrer Körper nährt!
Daß der Mensch sich gierig mäset, nicht getrieben durch die Not,
Ohn' Erbarmen andre Wesen opfernd einem bitterm Tod!

Freut's dich, bei so reichen Gaben, die die Erde spendet dir,
Stücke Fleisch mit grimmem Zahne zu zerkau'n in heißer Gier?

Kannst du nur durch solchen Frevel und durch scheußlichen Gebrauch,
Wenn er Speise wünscht, befried'gen deinen schlechtgewöhnten Bauch?

Jene Menschen, die zu nennen man das goldne Alter pflegt,
Nährten sich von allen Saaten, die der fette Boden trägt,
Nährten sich von Baumesfrüchten, aber netzten nicht mit Blut
Ihren Mund und nicht zernagten Tiere sie mit Frevelmut.

Durch die Lüfte strich der Vogel sorglos und die Hindin stand,
Fürchtend keines Jägers Meute, weidend an des Waldes Rand,
Nicht der Fisch, bethört durch Köder, hängte sich am Haken fest,
Weil der Mensch in sicherm Frieden alle Tiere leben läßt.

Als jedoch von solchen Speisen, die man in der Vorzeit aß,
Einer, wer es auch gewesen, wandte sich zum Schauerfraß,
Als er Fleisch in seinen Magen schlang hinab, der böse Mann,
Schritt der Frevel stetig weiter auf der einmal offenen Bahn.

Und zuerst, wie ich vermute, hat die Eisenkling' befleckt
Warmes Blut der wilden Tiere, gegen die der Mensch sich deckt.
Solche Tiere durft' er töten, nicht verletzend seine Pflicht,
Weil sein Leben sie bedrohten, doch er durft' sie essen nicht.

Weiter scheint es, daß der Ceres man das Schwein geopfert hat,
Weil es mit gekrümmtem Rüssel aufgewühlt der Göttin Saat,
Auch den Bock dem Bacchus, dessen Rebenstock sein Zahn verletzt:
Eig'ne Schuld hat ihnen beiden schwere Strafe festgesetzt.

Doch was habt denn, sanfte Schafe, ihr verbrochen, daß man wagt,
Euch zu töten, die im Euter ihr den süßen Nektar tragt
Und mit eurer weichen Wolle unsern Leib vor Kälte schützt,
Die ihr mehr durch euer Leben als durch euren Tod uns nützt?

Was habt, Rinder, ihr verbrochen, Tiergeschlecht ohn' Trug und List,
Gut von Herzen, das geschaffen, Arbeitslast zu tragen, ist?
Jener war der Früchte Segen zu genießen wenig wert,
Der voll Undank für die Gaben, die ihm die Natur beschert,

Sich entschließen konnt' den Sklaven, der ihm treu bestellt das Land,
Zu der Schlachtbank abzuführen mit erbarmungsloser Hand,
Der den hartgeplagten Nacken, kaum erlöst vom Pfluggewicht,
Das er lange mußte schleppen, mit dem scharfen Beile bricht.

Aber nicht genügt's dem Menschen, solches Unrecht zu begehn,
Selbst die Himmlischen dort oben will am Mord er schuldig sehn.
Denn er wähnt, daß sie, die Güt'gen, die Erbarmer aller Not,
Selber ihre Freude hätten an des armen Rindes Tod.

Hingeführt zu dem Altare wird der Herde schönster Stier
 Mit dem Schmuck der Opferbinden und des Goldes blanker Zier.
 Hören muß er die Gebete, die der Mund des Priesters spricht,
 Aber was dies könnt' bedeuten, sagt sein arglos Herz ihm nicht.

Sehen muß er, wie der Priester zwischen seine Hörner legt
 Jene Früchte, die er selber für den Menschen tren gepflegt.
 Bald befleckt mit seinem Blute ist das Opferrmesser da,
 Das er ahnungslos noch eben in dem Becken blinken sah.

Zuckend wird aus noch nicht toter Brust das Herz gerissen dann,
 Man besieht es, zu erfahren, was der Götter Rat ersann —
 O wie konnte nur erwachen diese schauerliche Lust,
 Blut'ge Speisen zu genießen, jemals in der Menschen Brust!

Wollt ihr es noch ferner wagen? Sterbliche, ich bitte euch,
 Thut es nicht! Gebt meinem Mahnen williges Gehör sogleich!
 Denkt daran, wenn ihr des Rindes Fleisch mit eurem Zahne kaut,
 Daß zermalmt ihr dessen Glieder, der den Acker euch bebaut.

Daedalus.

Nach Ovid. Ars A. II 20 ff. u. Ovid. Met. VIII 183 ff.

Mordbefleckt und aus der Heimat flüchtig
 War gelangt zu Kretas Inselstrand
 Daedalus, in allen Werken tüchtig,
 Hat erbaut mit kunstgeübter Hand
 Dort des Labyrinths verschlungne Wege,
 Für den Minotaurus ein Gehege,
 Wo das Ungeheuer tief versteckt
 Keines Menschen Auge mehr erschreckt.

Doch der Künstler, der Verbannung müde,
 Sehnte sich in's Vaterland zurück
 Und beweinte oft im Trauerliede
 Seines und des Sohnes Mißgeschick.
 Aber von der Fluten Gurt umgeben
 War umsonst sein Hoffen und sein Streben,
 Denn des Königs Minos Herrscherwort
 Hielt den Armen am Verbannungsort.

Bittend tritt er hin zu Minos' Throne:

„Sende endlich mich in's Vaterland!
Nicht daß lebend ich dort ferner wohne,
Daß den Toten deckt der Heimat Sand.
Dünket aber dir, gerechter König,
Eines greisen Mannes Dank zu wenig,
So erhöere meines Sohnes Flehn
Und ihn laß die Heimat wiedersehn.“

Als des Knaben und des Vaters Thränen
Rühren nicht des Königs harten Sinn,
Denkt der Künstler: „Nimmer soll er wähen,
Daß zum Sklaven ich erniedrigt bin!
Mag er Land und Wasser mir verriegeln,
Meines Geistes Kraft wird er nicht zügeln,
Sie soll öffnen jetzt des Äthers Bahn,
Den kein Machtgebot mir sperren kann.“

„Hoher Zeus“, so betet er, „verzeihen
Wollest gnädig du den kühnen Plan,
Denn ich werde mich voll Ehrfurcht scheuen,
Frevelnd deinem Sternenthron zu nah.
Sieh', es führt kein andrer Weg von dannen,
Zu entfliehn den Händen des Tyrannen.
Selbst wenn ich den Styx durchschwimmen muß,
Sollt' mich schrecken nicht der finstre Fluß!“

Unglück lehrt den Geist oft Wunderdinge!
Wer hätt' je geglaubt, daß Menschenkraft
Durch die Lüfte sich den Weg erzwingen,
Der die Rettung aus Gefahren schafft?
Daedalus erfindet in der Stille
Jene Künste, die des Schicksals Wille
Sonst verliehen hat den Vögeln nur,
Und zerbricht die Fesseln der Natur.

Kleine Federn, wachsend an zu großen,
Ordnet mit Geschick des Künstlers Hand
Und verknüpft mit gelbem Wachs die losen,
In der Mitte mit des Fadens Band,
Biegt das fest geschlossene Gefieder
Sanft es krümmend dann am Rande nieder.
Bildet auch ein zweites Flügelpaar
Wie des Vogels Fittich wunderbar.

Und den Vater sieht das Werk vollenden
 Sein geliebter Knabe Ikarus,
 Fängt bald wonnestrahrend mit den Händen
 Federn, die bewegt der Lüfte Fluß,
 Knetet bald das Wachs nach Kindesweise,
 Unbekannt mit der Gefahr der Reise,
 Die den Blick in Kummerwolken hüllt,
 Wenn der Vater schaut das Unschuldsbild.

Endlich ist der Mühe Ziel errungen,
 Und der Künstler macht den Flugversuch,
 Sieht, daß herrlich ihm das Werk gelungen
 Und ihn schwebend trägt der Lüfte Zug.
 Lehrt den Knaben auch die Flügel rühren,
 Daß sie sicher durch die Luft ihn führen,
 Läßt ihn üben sich in seiner Hut,
 Wie die Vogelmutter ihre Brut.

„Diese Flügel“, spricht er, „sind die Schiffe,
 Die uns beide zu der Heimat Strand
 Tragen werden über Felsenriffe,
 Doch Gefahren bringt der Unverstand.
 Darum folge, teurer Sohn, dem Vater,
 Er sei auf der Reise dein Berater!
 Weiche nie von meinen Spuren ab,
 Daß dich nicht verschlingt das feuchte Grab!“

Zwischen Meer und Himmel in der Mitte
 Ist für deinen Flug die rechte Bahn.
 Meide, Knabe, die Gefahr, ich bitte,
 Dich dem blauen Spiegel kühn zu nahn,
 Daß die Woge nicht die Flügel schwere.
 Meide auch der Sonne heiße Sphäre,
 Denn die Federn sengt ihr Strahlenbrand
 Und erweicht des Wachses zartes Band.“

Als so warnend sprach der Vater, netzte
 Seine Wange heißer Thränen Fluß,
 Küßte seinen Sohn — es war der letzte —
 Ja, es war des Vaters letzter Kuß.
 Auf den Flügeln dann emporgehoben
 Rudern schon sie in den Lüften oben,
 Vorn der Vater, der die Wege weist,
 Hinter ihm der Sohn mit zagem Geist.

Staunend folgt wohl mancher mit den Blicken
 Der verwegnen Wolkenschwimmer Spur,
 Mancher, der die Fische zu berücken
 Hält an schlankem Stiel die Köderschnur,
 Mancher, der, ein Hirt, bewacht die Herde,
 Oder lockert mit dem Pflug die Erde,
 Und er meint zu sehen nur im Traum
 Götter schweben durch den Ätherraum.

Doch die beiden gleiten eilend weiter;
 Oftmals blickt der Vater hinter sich,
 Ob der Sohn auch folgend ihm, dem Leiter,
 Nicht verlasse seines Fluges Strich.
 Und schon haben sie zur Linken Samos,
 Hinter sich das Marmoreiland Paros,
 Rechts Kalymne's honigreichen Strand,
 In der Nähe winkt das Rettungsland.

Da beginnt der Knabe sich zu freuen,
 Wie so kühn die Luft er messen kann,
 Und gezogen von des Äthers Bläuen
 Lenkt er höher himmelwärts die Bahn,
 Wagt zu seinem und des Vaters Wehe
 Jetzt sich in der Sonne heiße Nähe,
 Unter deren Strahle schmelzend schwand
 Das erweichte Wachs, der Flügel Band.

Von der Seite sinkt ihm das Gefieder,
 Seiner Fesseln frei, in's Meer hinab.
 Schauernd blickt er aus der Höhe nieder,
 Wo ihm in der Tiefe gähnt das Grab,
 Schwingt die Arme noch in Todesbängen,
 Die den Hauch des Windes nicht mehr fangen,
 Und eh' er verzweifelt „Vater!“ ruft
 Ist er schon gestürzt aus jäher Luft.

Daß den Blick der Vater rückwärts kehre,
 Zwingt die Sorge, die sein Herz erfüllt:
 Ihm entgegen starrt des Äthers Leere,
 Nirgend lächelt ihm des Knaben Bild.
 Ob er noch so bang den Namen rief,
 Antwort hört er nicht — doch in der Tiefe
 Sieht die Flügel er auf wilder See,
 Und sein Herz zerreißt des Jammers Weh.

Einsam sitzt er bald an dem Gestade,
 Schaut auf's Meer mit thränenschwerem Blick,
 Wartend, ob aus seinem Todesbade
 Ihm des Teuren Leiche kehrt zurück.
 Und die kalte Woge fühlt Erbarmen
 Mit dem seufzerreichen Los des Armen,
 Wiegt des Knaben Körper an den Strand,
 Wo in's Grab ihn birgt des Vaters Hand.

Dichterruhm.

Hor. Carm. III 30.

Ein Denkmal baut' ich mir hienieden,
 Das fester noch als Erz und Stein,
 Und höher als die Pyramiden
 Stolz in die Wolken ragt hinein.

Ihm wird nicht Untergang bereiten
 Des Sturmes Wut, des Regens Kraft,
 Und selbst der ew'ge Fluß der Zeiten
 Dies Denkmal nimmer mit sich rafft.

Nicht bin ich ganz dem Tod verfallen,
 Mein bessres Ich lebt ewig fort.
 Von meinem Ruhm wird widerhallen
 Einst bei der Nachwelt jeder Ort,

So lang' hinauf zum Kapitele
 Die ernste Jungfrau schweigend geht,
 So lange noch dem Reich zum Wohle
 Der heil'ge Herd der Vesta steht.

Dort, wo der Aufidus die Wellen
 Mit Brausen schnell zum Meere führt,
 Wo Daunus, arm an Wasserquellen,
 Einst hat das Bauernvolk regiert,

Dort — wird man preisend von mir sagen —
 Aus niederm Stande einst entsprang,
 Der von des Geistes Flug getragen
 Zur Ruhmeshöh' empor sich schwang.

Denn ich zuerst hab' unter allen
 Äolisch Lied nach Rom gebracht.
 Gesangesweisen jetzt erschallen,
 Die ich erst heimisch hier gemacht.

Nicht zürne, Muse, daß entsteigen
 So stolze Worte meiner Brust.
 Bekränze den mit Lorbeerzweigen,
 Der seines Wertes sich bewußt.

Lob des Landlebens.

Hor. Epod. 2.

„Glücklich der, der fern dem Weltgedränge,
 Wie der Menschenschlag der alten Zeit,
 Lebt auf seines Erbguts stiller Enge,
 Von der schnöden Wuchersucht befreit.

Nicht schreckt die Trompete ihn zum Streite,
 Schaudern macht ihn nicht des Meeres Wut,
 Er braucht werben nicht um Gunst der Leute,
 Die entsprossen sind aus bessrem Blut.

Jetzt befestigt er an hohem Pfahle
 Den schon langgetriebnen Rebenschoß,
 Sieht, wie munter im geschützten Thale
 Weidet seiner Herde Stier und Roß.

Daß des Baumes Frucht ihn nicht betrüge,
 Pflöpft er auf den Wildling edles Reis,
 Füllt den goldnen Honig in die Krüge,
 Schert vom Schaf der Wolle schimmernd Weiß.

Wenn im Herbst die reifen Früchte nicken
 Hoch am Baum von grünem Laub umkränzt,
 Freut er sich, das edle Obst zu pflücken
 Und die Traube, die in Purpur glänzt.

Auch dem Gotte, der die Feldmark schützt,
 Spendet er der Früchte reichlich Maß.
 Bald im Schatten einer Eich' er sitzt,
 Ruht behaglich bald im dichten Gras.

Zwischen hohen Ufern Bäche fließen,
 Vögel singen in dem Walde hell,
 Und den süßen Schlummer zu genießen,
 Lockt ihn mit Gemurmeln naher Quell.

In des späten Jahres rauhen Zeiten,
 Wenn es regnet, donnert, Schnee schon fällt,
 Hetzt er grimme Eber mit den Meuten
 In die Netze, die er selbst gestellt.

Für den Drosselfang auf Waldesräsén
 Spannt er maschenreiche Garne aus,
 Bringt als angenehme Beut' den Hasen
 Und den Wanderkranich mit nach Haus.

So beschäftigt werden ihn nicht hindern
 Qualen, die die Liebe vielen macht;
 Und wenn gar daheim bei teuren Kindern
 Ihm der keuschen Gattin Sorge wacht,

Die gebräunt vom heißen Sonnenstrahle
 Mit dem trocknen Holz bedeckt den Herd,
 Zu bereiten Speise dem Gemahle,
 Wenn ermattet er nach Hause kehrt,

Die auch sperrt das muntre Vieh in Hürden
 Und der Ziegen strotzend Euter leert,
 Und jetzt bringt den Wein, der Speise Bürden,
 Die zu rüsten kurze Zeit nur währt,

Dann nicht würden so ihm Austern munden,
 Butte nicht, noch seltner Lippenfisch,
 Den ein Sturmwind in des Herbstes Stunden
 Trieb aus Osten an die Küste frisch.

Nicht das Perlhuhn würde so behagen,
 Noch das Haselhuhn aus Attika,
 Als des Ölbaums saft'ge Frucht dem Magen,
 Die er sieht auf seinem Tische da,

Als Gemüse, das der Gaumen achtet,
 Weil es für ihn ist gesund und süß,
 Als das Lamm am Erntefest geschlachtet
 Und der Bock, den er dem Wolf entriß.

Dann ist es für ihn die größte Freude,
 Wenn genießend er ein solches Mahl

Sieht die Schafe kommen von der Weide
Und die Rinder aus dem fernen Thal,

Wenn er sieht, wie müde schleppt am Abend
Heim der Stier den umgekehrten Pflug,
Sieht die Knecht' und Mägde froh sich labend
Sitzen bei den Speisen und dem Krug.“

Als der Wuch'rer Alfius dies gesprochen,
Er sofort auf's Land zu ziehen schwor.
Bald hat das Gelübde er gebrochen:
Seinen Wucher treibt er nach wie vor.

Der Hirsch am Bache.

Phaed. Fab. I 12.

Geschmähtes oftmals besser sich erweist
Als das, was man mit vollem Munde preist.

Im Bache sah, wo er den Durst gestillt,
Ein Hirsch bewundernd einst das eigne Bild.
Gar schön dünkt ihm das ästige Geweih,
Doch allzu dünn, meint er, der Schenkel sei.
Da naht des Jägers Meute mit Gebell,
Und über das Gefilde flieht er schnell.
Der Hunde spottet sein behender Lauf,
Doch nimmt ihn jetzt des Waldes Dickicht auf.
Hier hemmt das eigene Gehörn die Bahn,
Und bald zerreißt sein Fleisch der Hunde Zahn.
Dem Sterben nahe er die Worte sagt:
„Weh mir! Daß mein Geweih mit Unbedacht
Ich eben erst gepriesen, seh' ich klar,
Und daß viel nützlicher der Schenkel war!“

Der Rabe und der Fuchs.

Phaed. Fab. I 13.

Wer über list'ge Schmeichelei sich freut,
Muß bitter oft bereun die Eitelkeit.

Auf hohem Baume einst, bereit zum Fraß,
Ein Rabe mit gestohl'nem Käse saß.

Ihn sieht ein Fuchs, der hebt zu sprechen an:
 „Dein glänzend Kleid bewundert jedermann,
 Die Würde auch in Haltung und Gesicht,
 Doch Schade nur, daß dir die Stimm' gebricht!“
 Als drauf der Thor die Stimme zeigen will,
 Der Käse aus dem off'nen Schnabel fiel.
 Den packt mit Gier des schlaunen Fuchses Zahn.
 Der Rabe jetzt beseufzt der Thorheit Wahn.

Der sterbende Löwe.

Phaed. Fab. I 23.

Wer einst gefürchtet saß auf hohem Thron,
 Den trifft im Unglück selbst des Feigen Hohn.

Ein greiser Löwe lag mit müdem Haupt
 Am Boden sterbend, seiner Kraft beraubt.
 Da naht ein Eber, der mit starkem Zahn
 Die Kränkung rächt, die einst ihm angethan.
 Bald auch durchbohrt ein Stier in grimmer Lust
 Mit seinem Horne des Verhaßten Brust.
 Zuletzt ein Esel gar läßt ungestraft
 Den Kranken fühlen seiner Hufe Kraft.
 Da seufzt der Sterbende in bitterm Ton:
 „Gekränkt hat wahrlich mich der Starken Hohn,
 Doch weil ein solcher Wicht darf spotten mein,
 Empfind' ich doppelt jetzt des Todes Pein.“

Der Hund mit dem Fleischstück.

Phaed. Fab. I 4.

Wer gierig fremdes Eigentum begehrt,
 Verliert mit Recht oft selber Haus und Herd.

Durch einen Fluß wollt' schwimmen einst ein Hund
 Mit einem leckeren Stück Fleisch im Mund.
 Als er sein Bild im Wasserspiegel sah,
 Glaubte einen andern er mit Beute nah,
 Und will, von Habsucht und von Neid erfüllt,
 Die Speise rauben seinem Ebenbild.

Doch wie er öffnet seines Mauls Verschuß,
Reißt fort ihm das entfallne Stück der Fluß.
Das eigne Gut verlor die Habsucht hier,
Um fremdes sah betrogen sich die Gier.

Der Wolf und das Lamm.

Phaed. Fab. I 1.

Der Böse lügt, sobald ihm fehlt ein Grund,
Dem Schwachen weh zu thun, mit frechem Mund.

Aus gleichem Bache einst zu trinken zwang
Ein Lamm und einen Wolf des Durstes Drang.
Der Wolf steht nahe, wo der Quell entspringt,
Tief unter ihm das Lamm vom Wasser trinkt.
Bald sucht der Räuber Grund zu einem Streit,
Gestachelt durch des Gaumens Lüsterheit:
„Warum“, spricht er, „trübst du das Wasser mir?“
Drauf schüchtern sagt das Lamm: „Wie könnt' ich dir
Wohl schaden, da, wie jeder deutlich sieht,
Von dir zu meinem Platz das Wasser zieht!“
Zurückgeschlagen durch der Wahrheit Macht,
Hat neuen Grund zum Streit der Wolf erdacht:
„Vor jetzt sechs Monden kränkte mich dein Hohn,
Dafür empfängst du“, droht er, „heut den Lohn!“
„Wie könnt' ich schmähen dich“, das Lämmchen spricht,
„Denn damals war ich noch geboren nicht.“
„So hat dein Vater“, ruft er, „dies gethan!“
Und jetzt zerreißt das Lamm des Mörders Zahn.

Der Fuchs und die Weintrauben.

Phaed. Fab. IV 3.

Gar mancher spricht verächtlich und gering
Von dem, was über seine Kräfte ging.

Gequält von Hunger springt ein Fuchs mit Kraft,
Zu reißen Trauben ab vom Rebenschaft.
Der Sprung mißlingt, drum geht er fort und spricht:
„Sie sind noch unreif, saure mag ich nicht.“

Der Pfau und die Juno.

Phaed. Fab. III 18.

Was dir versagt ist, wünsche nicht dein Herz,
Dann sparst du dir getäuschter Hoffnung Schmerz.

Ein Pfau beklagte bei der Juno sich,
Daß seine Stimm' nicht der des Sprossers glich:
„Ihn halten alle der Bewund' rung wert,
Ich werd' verlacht, wenn meine Stimm' man hört.“
Da sagt die Göttin tröstend und voll Huld:
„Nicht klage an das Schicksal einer Schuld!
Du ragst hervor durch Größe, du durch Pracht,
Des Halses Federn funkeln wie Smaragd,
Und herrlich strahlst du im Juwelenglanz,
Wenn du entfaltetest deines Schweifes Kranz.“
„Was nützt“, spricht der Pfau, „die Schönheit mir?
Der Stimme Wohllaut ist die beste Zier.“
Die Göttin drauf: „Des güt'gen Schöpfers Gunst
Gab jedem seinen Vorzug, seine Kunst:
Dem Adler gab er Kraft und Flugeschick,
Dem Raben und der Krähe Seherblick,
Die Schönheit dir, der Nachtigall Gesang,
Und alle sind verpflichtet ihm zu Dank.“

Die Wanderer und der Räuber.

Phaed. Fab. V 2.

Manch einer ist im Glück ein großer Held,
Dem in Gefahren bald der Mut entfällt.

Zwei Söldnerknechte greift ein Räuber an:
Der eine flieht, der andre kämpft als Mann
Und macht sich tapfer frei von der Gefahr.
Jetzt eilt herbei, der feig geflohen war,
Wirft ab den Mantel, zückt das Schwert und ruft:
„Wo ist der Kerl, der räuberische Schuft?
Er soll bald spür'n, an wen er sich gewagt!“
Drauf jener, der den Kampf bestanden, sagt:

„Hätt'st du vorhin den Mund so keck gerührt,
 Die Waffe hätt' ich tapfrer noch geführt.
 Jetzt stecke Schwert und Zunge ein, du Thor,
 Wer dich nicht kennt, dem stell' als Held dich vor!
 Ich weiß, wie kräftig du geflohen bist,
 Wie wenig deinem Mut zu trauen ist.“

Beruhigung.

Mart. Epigr. XII 61.

Du fürchtest, sagst du, meines Witzes Zahn?
 Gieb auf, ich bitt' dich, dieser Sorge Wahn!
 Auf Stiere stürzt der Löwe brüllend sich,
 Doch Mäusen wird er nimmer fürchterlich.
 Drum soll ein Liedchen deinen Namen tragen,
 So mußt du schon nach jenen Dichtern fragen,
 Die nur mit Kohle ihres Geistes Thaten
 Den Wänden eines stillen Orts verraten.

Monolog des Ajax.

Soph. Ajax 815 ff.

„Da steht der Mordstahl, so von mir bereitet,
 Wie er wohl trifft am sichersten die Brust,
 Wenn je ein Mensch, der schon zum Tode schreitet,
 Noch lang' zu überlegen hätte Lust.

Dies Schwert ist einst von Hektor mir gegeben,
 Der unter allen Fremden war verhaßt
 Am meisten mir, so lang' er weilt' im Leben,
 Bei dessen Anblick Grimm mich stets gefaßt.

Des Schwertes Schneide aus dem Boden raget,
 Wo festgesteckt es ist in Feindes Land.
 Am Wetzstein aber, der das Eisen naget,
 Hat frisch geschärft es meine eigne Hand.

Befestigt hab' ich selbst es in der Erde,
 In der es jetzt wohl zugerüstet weilt,
 Daß es der allertreuste Freund bald werde
 Dem Manne hier, der zu den Schatten eilt.

So habe reichlich ich gethan das Meine!
 Nun aber flehe ich, o Zeus, dich an,
 Wie dir als Ahnherrn es gebührt, erscheine,
 Wenn ich gefallen, mir als Helfer dann.

Doch fürchte nicht, daß ich um Großes wage
 Zu bitten dich, da ich nur selten bat:
 Schick' einen Boten, der dem Bruder sage,
 Welch Trauerschicksal mich betroffen hat.

Der möge finden mich zuerst, der Gute,
 Mich heben auf mit brüderlichem Sinn,
 Wenn dieses Schwert, getränkt mit meinem Blute,
 Durch seinen Stoß mich eben raffte hin,

Daß nicht die Feinde früher hier mich schauen
 Und treiben mit dem Leichnam Spott und Hohn,
 Nicht werfen gar zum Fraße, ganz zerhauen,
 Raubvögeln vor des Äaciden Sohn.

Die eine Bitte möge, Zeus, dich rühren!
 Doch flehe ich zugleich den Hermes an,
 Der Seelen Hort, daß er mich wolle führen
 Hinab in's Totenreich auf sanfter Bahn,

Sobald mit dieses Schwertes scharfer Schneide
 Ich ohne Zucken und mit sichrem Stoß
 Zerrissen habe mir die Eingeweide,
 Und sich erfüllt hat meines Schicksals Los.

Auch rufe ich herbei als Helferinnen
 Die ewigen, schnell schreitenden Jungfrauen,
 Die hehren und ehrwürdigen Erinnen,
 Die rächend auf der Menschen Leiden schaun.

Sie mögen sehn, wie ich von den Atriden
 Durch Hinterlist gedrängt bin in den Tod,
 Sie mögen gönnen nimmer ihnen Frieden
 Und stürzen sie in schweren Jammers Not!

So macht euch auf! eilt hin mit schnellen Schritten,
 Vernichtet schonungslos, von Rache schwer,

Gerührt durch Opfer nicht, noch flehend Bitten
Die Allverderber und das ganze Heer!

Du aber, der den Sonnenwagen lenket,
O Helios, im hohen Himmelsraum,
Wenn auf mein Heimatland dein Blick sich senket,
So halte an der Rosse goldnen Zaum.

Verkünde dann, was mir hier ist geschehen,
Dem greisen Vater und der Mutter dort,
Daß nimmer werden sie mich wiedersehen,
Daß ich geendet heut am fremden Ort.

Wohl wird ein großes Wehgeschrei erheben
Die unglücksel'ge Mutter in der Stadt,
Wohl wird verwünschen sie das eigne Leben,
Wenn solche Kunde sie vernommen hat.

Was nützen aber jetzt noch Jammerworte?
Mit frischem Mute sei das Werk gethan!
O Tod, o Tod, erscheine du am Orte
Und schaue mich mit gnäd'gem Auge an!

Doch dich begrüß' ich bald in jenem Thale,
Wo ich mit dir auf immer bin vereint,
Dich aber grüß' ich heut zum letzten Male,
O Sonnenstrahl, der hell herniederscheint!

O heil'ger Boden meines Heimatlandes,
Mein Herrschersitz, von Meereswog' umwallt,
Erlaucht Athen und Volk, mir stammverwandtes,
Lebt wohl, lebt wohl, denn Ajax scheidet bald!

Lebt wohl, ihr Quellen und ihr Flüsse alle,
Die ihr mich oft gelabt auf dieser Flur!
Dies sei mein letztes Wort, bevor ich falle,
Sonst werd' ich sprechen zu den Schatten nur.“

Fahland.